

Norbert Mette

Kirche auf dem Campingplatz

Im folgenden Beitrag werden einige im Rahmen eines pastoraltheologischen Seminars entstandene und auf Erfahrungen verschiedener in der Campingpastoral tätiger Frauen und Männer fußende Überlegungen wiedergegeben. Der Beitrag zeigt, daß sich gerade die Themenbereiche Freizeit und Tourismus in besonderer Weise eignen, um allgemeine Probleme heutiger Pastoral zu reflektieren. Zugleich will er andere Gruppen zu ähnlichem Einsatz ermuntern.* red

Auch wenn die Zahl der freiwilligen Mitarbeiter und der „Einsatzorte“ jährlich steigt, insgesamt handelt es sich um eine kleine Gruppe von „Idealisten“, die einen nicht geringen Teil ihrer Ferien bzw. ihres Urlaubs darauf verwenden, pastoralen Dienst dort zu leisten, wo immer mehr Menschen ihre Freizeit verbringen: auf den Campingplätzen, zwischen Wohnwagen und Zelten.

Innerhalb der Ordinariate und Pastoralämter fristen die entsprechenden Referate für „Urlauber- und Campingseelsorge“ — wenn sie überhaupt eingerichtet worden sind — weithin ein Randdasein.

Auf den Campingplätzen begegnen die Mitarbeiter der Campingpastoral¹ unterschiedlichsten Einstellungen. Wo man sie überhaupt zur Kenntnis nimmt, werden sie häufig wohlwollend akzeptiert. Abweisende Äußerungen wie „Jetzt läßt uns die Kirche nicht einmal auf dem Campingplatz in Ruhe!“ sind selten, gleichwohl vielsagend. Verbreiteter sind allerdings Desinteresse und Gleichgültigkeit.

Die angedeutete schwierige Situation der Campingseelsorge kommt nicht zuletzt darin zum Ausdruck, daß

* Seit 1975 arbeitet innerhalb der Katholischen Studentengemeinde Münster die „Aktion Strandkorbkirche“: Auf freiwilliger Basis leisten Theologiestudenten während der Sommerferien einen vier- bis sechswöchigen pastoralen Einsatz auf Campingplätzen an der Nordsee ab (Spiekerooog, Neuharlingersiel, Benselsiel). Im Frühjahr 1978 trugen die „Praktikanten“ an die Münsteraner Pastoraltheologen den Wunsch heran, die Erfahrungen, die sie während ihres pastoralen Einsatzes gemacht haben bzw. machen werden, theoretisch aufzuarbeiten und zu vertiefen. So entstand der Plan zu einer praktikumsbegleitenden Übung „Campingseelsorge“, das Prof. Exeler und der Autor im WS 1978/79 an der Universität Münster durchführten. Zu dieser Übung stießen weitere Theologiestudenten hinzu, die vorhatten, ein ähnliches Praktikum auf Campingplätzen am Niederrhein (Bistum Münster) oder im Sauerland (Erzbistum Paderborn) abzu-
leisten. Vor dem Praktikum, im SS 1978, wurde zusammen mit den Studenten die Motivation geklärt, die sie zum Praktikum veranlaßte, wurden die Ziele vereinbart sowie die Punkte abgesprochen, auf die bei Anfertigung des Praktikumsberichtes ein besonderes Augenmerk gerichtet werden sollte. Die Übung wurde dann im WS in mehreren Blöcken durchgeführt: die Besprechung der Praktikums-
erfahrungen wechselte jeweils mit der Erörterung eines theoretischen Fragenkomplexes (z. B. Soziologie der Freizeit; Freizeitpädagogik; Animation; Kirche und Freizeit).

¹ Die Begriffe „Campingseelsorge“, „Campingpastoral“ u. ä. werden in diesem Beitrag als Arbeitsbegriffe gebraucht. Ein einheitlicher Sprachgebrauch hat sich noch nicht durchgesetzt; ihn anzustreben, erscheint aufgrund der hohen Situationsbezogenheit dieser Art von Pastoral als problematisch.

1. Das Ende der Selbstverständlichkeiten

dieser Bereich innerhalb der Pastoraltheologie erst allmählich etwas bearbeitet wird², wie überhaupt der gesamte Sektor der Freizeit- und Tourismuspastoral innerhalb dieser theologischen Disziplin wenig Beachtung findet³. Angesichts der zunehmenden Bedeutung der Freizeit ist dieses Reflexionsdefizit insbesondere auch für die Entwicklung der pastoralen Praxis zu bedauern. Von den in der Freizeit- und Tourismuspastoral bereits gemachten Erfahrungen können Impulse und Anregungen, aber auch Fragen für die gesamte Pastoral ausgehen. Campingplätze sind Sozialgebilde, die in der Regel keine Beziehung zum traditionellen kirchlichen Leben aufweisen. Zwar wird man davon ausgehen können, daß auch die meisten Camper Angehörige einer Kirche sind. Aber kirchliches Teilnahmeverhalten tritt auf den Campingplätzen im allgemeinen nicht sichtbar in Erscheinung. Die Situation verschärft sich bei den sogenannten „Dauercampnern“, d. h. denjenigen, die auf einem Campingplatz in der näheren Umgebung ihres Wohnortes einen Wohnwagen fest abgestellt haben und dort während des ganzen Jahres oder wenigstens vom Frühjahr bis zum Herbst den Großteil ihrer Freizeit verbringen.

Durch die für sie „zuständigen“ Pfarreien in ihren Heimatorten werden sie faktisch nicht mehr erfaßt; zu einer der in der Nähe des Campingplatzes gelegenen Pfarreien wird normalerweise noch seltener eine Beziehung geknüpft (und umgekehrt) als dies z. B. bei Zweitwohnungsbesitzern der Fall ist. Entsprechend gering ist der Kontakt zum kirchlichen Leben.

Ein pastoraler Einsatz auf Campingplätzen wird also mit einer Situation konfrontiert, die für unsere gesamte Gesellschaft charakteristisch ist: daß christliche Überzeugungen zum Teil vorhanden sind, daß aber die kirchliche Zugehörigkeit von der Mehrheit der Getauften nur noch in Ausnahmefällen aktiviert wird. Das hat zur Folge, daß aufgrund von Tradition selbstverständliche Anknüpfungspunkte für die Pastoral kaum mehr gegeben sind, es sei denn emotional tief verankerte Kindheits- und Jugenderinnerungen. Campingseelsorge ist somit einer der ausgeprägtesten Bereiche, in denen Erfahrungen

² Vgl. R. Bleistein, *Freizeit — wofür?*, Würzburg 1978, 98 f., wo einige Diplomarbeiten aufgeführt werden. — Allerdings unterläßt Bleistein einen Hinweis z. B. auf die Österreichische Pastoraltagung 1973 zum Thema „Schöpferische Freizeit“, auf der er selbst die Thematik „Pastorale Aufgaben im Freizeitbereich“ zu behandeln hatte. (Beim pastoralen Teil seines Buches handelt es sich um eine unwesentlich bearbeitete Wiedergabe seines damaligen Referates, ohne daß dies vermerkt wäre.)

³ Als einzige Pastoralzeitschrift hat Diakonia zur Thematik „Kirche und Tourismus“ ein eigenes Schwerpunktheft (Heft 5/1975) — neben einer Reihe von anderen einschlägigen Artikeln — veröffentlicht.

mit dem Phänomen der Distanzierung von der Kirche gemacht werden können — mitsamt seinen Chancen und Grenzen für die Pastoral⁴.

2. Pastorale Neuorientierung

Einer der maßgeblichen Gründe für das Aufkommen von Campingseelsorge war die „Versorgung“ der Camper mit dem Sonntagsgottesdienst, da die nächsten Kirchen zumeist ziemlich weit von den Campingplätzen entfernt sind. Während der anfängliche apostolische Eifer bisweilen mit penetranten Formen von Aufdringlichkeit einherging, hat mittlerweile der sonntägliche Gottesdienst auf den Campingplätzen zu einer wirklich einladenden und ansprechenden Gestaltung gefunden. Dies ist das Verdienst einiger weniger Priester, die über langjährige Erfahrungen auf Campingplätzen verfügen und es verstehen, behutsam auf diese besondere Situation einzugehen. Daß dabei experimentiert werden muß, manchmal auch Regelverletzungen vorkommen können, bräuhete nicht besonders hervorgehoben zu werden, würden hier nicht kirchenamtliche Restriktionen einsetzen; dadurch wird auch ein offener Erfahrungsaustausch erschwert.

In sehr vielen Einsätzen der Campingseelsorge bildet aber schon längst nicht mehr der Sonntagsgottesdienst den einzigen Bestandteil des Tuns, wenn auch im allgemeinen dessen Mittelpunkt⁵. In den „Programmen“ findet sich eine Vielzahl von „Angeboten“: „Trimm Dich“ neben „Betthupferl“, „Fußgängerrallye“ neben „Kaffeeklatsch“, „Viertelstündchen“ neben „Tee- und Klönabend“ etc. Gerade diese bunte Vielfalt ist es jedoch, die nicht selten die Campingseelsorge den Akteuren zum Problem werden läßt. Der Problemdruck verschärft sich, wenn z. B. die Kinderbetreuung von den Campnern dankbarer akzeptiert und in Anspruch genommen wird als die religiös orientierten Veranstaltungen oder wenn der örtliche Verkehrsverein die „Campingkirche“ als zusätzliche Attraktion aufführt. Die hierfür gern zu Hilfe genommene Unterscheidung zwischen „Vorfeld“ und „Eigentlichem“ trägt eher zur Vermehrung der Unzufriedenheit bei als daß sie weiterführende Lösungen enthält.

3. Die Fragen nach der „pastoralen Identität“

In der Tat ist das einer der Vorzüge von Campingseelsorge, macht aber zugleich ihre Schwierigkeiten aus, daß aufgrund des Fehlens jeglicher Selbstverständlichkeiten die Frage, was „eigentlich“ pastorale Praxis ausmacht, sich geradezu aufdrängt. Dabei wird gar nicht in erster

⁴ Vgl. N. Mette, Die kirchlich distanzierte Christlichkeit als Herausforderung für kirchliches Handeln, in: *Diakonia* 8 (1977) 235—244.

⁵ Vgl. G. Hager, Die Sonntagsmesse als Mitte der Pastoral einer Tourismusgemeinde: ebd. 10 (1979) 48—54.

Linie nach einer theoretisch befriedigenden Antwort Ausschau gehalten; im Vordergrund steht eine subjektiv-persönliche Problematik: Wer bin ich während meines Einsatzes auf dem Campingplatz — Freizeitpädagoge oder Theologe, Animateur oder Seelsorger?

Insofern stellt die Campingseelsorge einen hervorragenden Ort des Lernens und Einübens dessen dar, was jüngst „pastorale Identität“ genannt worden ist⁶. Der „Campingseelsorger“ findet sich nicht selten in der für ihn ambivalenten Situation vor, daß auf der einen Seite ein Verschanzen hinter die traditionellen kirchlichen Rollen nicht möglich ist, will er Kontakt mit den ihm begegnenden Menschen knüpfen, daß er es auf der anderen Seite jedoch, insbesondere wenn es zu persönlichen pastoralen Gesprächen kommt, akzeptieren und aushalten muß, von seinem Gegenüber sehr wohl als kirchlicher Rollenträger wahrgenommen zu werden, auf den dieser auch eine im Laufe seiner Biographie vielleicht gemachte negative Erfahrung mit Kirche projiziert, um sie günstigenfalls im Zuge dieser neuen personalen Begegnung mit Kirche aufarbeiten zu können. Auch auf Campingplätzen kann sehr konkret erfahren werden, worauf der Synodenbeschluß „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ so vehement insistiert: daß nämlich das „personale Angebot“ dem „Sachangebot“ vorausliegt. Das stellt erhöhte Anforderungen an die eigene Identität.

Die Reifung zur „pastoralen Identität“ geht nicht ohne Krisen einher. Gerade darum ist es wichtig, daß das Pastoralteam auf einem Campingplatz genügend Zeit für sich findet und bei Bedarf die Möglichkeit hat, eine Praxisberatung (Supervision) anzufordern. Unter dieser Perspektive bedarf der Einsatz von kirchlich engagierten Jugendlichen, vor allem Schülern, in der Campingseelsorge besonderer Sorgfalt.

4. Pastoraler Dienst als „Arbeit“?

Rückblickend treffen viele Teams der Campingseelsorge die Feststellung, daß ihr Einsatz dermaßen von Betriebsamkeit geprägt gewesen sei, daß kaum Zeit für Muße und Besinnung — weder privat noch gemeinsam — gefunden worden sei — und das, obwohl viele ihren Einsatz vorher bewußt unter die Devise gestellt hatten: „mit anderen bewußt Urlaub leben“. Daß die Durchführung eines Programmes viel Vorbereitung und Organisation erfordert, ist selbstverständlich. Nicht selbstverständlich ist jedoch, wie umfangreich ein „Programm“

⁶ Vgl. P. M. Zulehner, Pastorale Zielperspektiven, in: L. Bertsch — F. Schlösser (Hrsg.), Kirchliche und nichtkirchliche Religiosität, Freiburg 1978, 88—106, bes. 88—92; R. Zerfuß, Pastorale Kompetenz: ebd. 107—124, bes. 113 ff.

in der Campingseelsorge überhaupt zu sein hat. Allgemeingültige Regeln dürften kaum aufgestellt werden können. Auf jeden Fall gilt es, jeweils zu überprüfen, was mit einem „Programm“ erreicht werden soll — bewußt sowie unbewußt⁷.

Auf einen Aspekt soll hier besonders abgehoben werden: Pastorale Dienste erwecken nach außen hin sehr oft den Eindruck von „Arbeit“; und nicht zuletzt deswegen werden viele davon abgeschreckt, sich innerhalb der Kirche zu engagieren. Wer läßt sich schon gern freiwillig zusätzliche Arbeit auf, wenn er anderswo bereits ausgelastet, wenn nicht überlastet ist? Hier könnte möglicherweise Campingseelsorge dazu beitragen, neue Formen der Pastoral zu entwickeln — einer Pastoral, die gerade dadurch freizeitorientiert ist, daß sie einen Teil der Freizeit bildet und als solche erlebt wird. Eine „spielerische“ — nicht „verspielte“ — Pastoral dürfte im übrigen dem Auftrag der Kirche eher entsprechen und von ihm zeugen als eine Seelsorge, die vor lauter Anstrengungen vergißt, daß ihre „Erfolge“ nicht menschlichem Kalkül folgen⁸.

Insbesondere für kirchliche Amtsträger, die Religion als „Beruf“ betreiben, ist es schwierig nachzuvollziehen, daß für die meisten Menschen unserer Gesellschaft Religion bestenfalls so etwas wie ein „Hobby“ darstellt. Um so wichtiger ist es, daß sie dafür sensibel werden, welche Bedürfnisse, Erwartungen, Wünsche etc. sie selber haben, wenn sie einmal freie Zeit haben; daß sie bemerken und sich eingestehen, daß sie in solchen Situationen auch einmal ganz „profane“ Bedürfnisse haben⁹. Die bewußte Entscheidung vieler Teams, als Camper unter Campern zu leben, weist in diese Richtung; eine wirkungsvolle Ergänzung stellt die konsequente Befolgung des Mottos dar: Die Hälfte der Zeit bleibt für uns reserviert¹⁰!

5. „Sinnfrage“ und Freizeitverhalten

Die kirchliche Einschätzung der Freizeit schwankt zwischen zwei Extremen: Anfangs vermochte die Kirche nur schwer einen positiven Zugang zu dem modernen Phänomen einer vermehrten Freizeit zu finden; viele argwöhnten, daß bei Wegfall der Bindungen und Kontrollen durch fest geregelte Zeiten die Gelegenheit zur „Sünde“ größer werde, daß die Freizeit also ein Ort leichter

⁷ „Programme“ sind z. B. keineswegs unbedingt so selbstlos, wie sie vorgeben, sondern können durchaus der eigenen Selbstbestätigung dienen.

⁸ Vgl. M. Bühner, „Erfolg ist keiner der Namen Gottes“, in: *Diakonia* 7 (1976) 289—294.

⁹ Vgl. W. Zauner, *Urlaub von Gott?*: ebd. 6 (1975) 289—291.

¹⁰ Erfahrungsgemäß regt das die Selbstinitiative der Camper mehr an als ein „volles Programm“.

Verführbarkeit sei. Campingplätze erschienen als besonders ausgemachte Orte der Amoralität. Zwar dürfte diese negative Einschätzung der Freizeit weitgehend überwunden sein; aber an sie zu erinnern ist wichtig, weil mit ihr als Hypothek gegenwärtige Freizeitpastoral zu rechnen hat. Diese Hypothek kann wohl kaum dadurch abgetragen werden, daß nunmehr eine umgekehrte Bewertung vorgenommen wird: Freizeit als Stätte, die in besonderer Weise religiöser und damit auch christlicher Sinndeutung offensteht und ihrer bedarf¹¹.

Beide Einschätzungen leiden darunter, daß sie der Komplexität des Phänomens Freizeit nicht gerecht werden. Untersuchungen zum Freizeitverhalten belegen, daß Menschen in ihrer Freizeit weder besonders unmoralisch noch ausgeprägt religiös sind — wie überhaupt pauschale Charakterisierungen angesichts dieses Phänomens leicht ins Leere treffen.

Campingseelsorge könnte insofern zu einer nüchternen Einschätzung der Freizeit innerhalb der Pastoral beitragen: Indem hier Christen solidarisch mit Menschen verschiedener Herkunft zusammenleben, können sie entdecken, was diese Menschen — und sie selbst — bewegt, wie sie fühlen, welche Bedürfnisse, Erwartungen, Sehnsüchte sie hegen etc. Theologen, die gern die „Sinnfrage“ zu einem hochkarätigen Thema stilisieren, werden leicht unfähig, diese in ihren alltäglichen Ausformungen wahrzunehmen. Von daher kann es für die Mitarbeiter der Campingseelsorge eine schmerzliche, aber heilsame Ernüchterung darstellen, wenn sie aufmerksam dafür werden, daß nicht erst sie den Menschen „Sinn“ zu vermitteln haben.

Das bedeutet keineswegs, daß die Campingseelsorge sich lediglich an den niedrigsten gemeinsamen Nenner anzupassen hätte. Im Gegenteil, wenn bewußt geworden ist, daß die Camper nicht „sinnlos“ leben, sondern daß sie — jeder anders — in ihrer Freizeit auf dem Campingplatz Möglichkeiten realisieren, die in ihnen stecken und sonst zu kurz kommen — oder dieses vielleicht unbewußt anstreben, dann ergeben sich für die Pastoral ganz andere Anknüpfungspunkte, als wenn diese immer unmittelbar zum „Eigentlichen“ vorzudringen versucht. Seelsorge könnte dann darin bestehen, daß sie Menschen auf die in ihnen liegenden, aber vielleicht verborgenen Möglichkeiten aufmerksam macht, daß sie aufzeigt: Es gibt Alternativen zum normal eingefahrenen Leben; sie

¹¹ Verbirgt sich dahinter möglicherweise auch eine Kompensation für das offensichtliche Versagen der Kirche in der Arbeitswelt?

wahrzunehmen, kann glücklicher, ja menschlicher machen. Insofern kann sich Campingseelsorge durchaus als Animation begreifen. Auf diesem Hintergrund erledigt sich auch die Trennung zwischen „Vorfeld“ und „Proprium“ pastoralen Dienstes: Erst wer erfahren hat, daß Menschsein zentral etwas damit zu tun hat, daß der einzelne sich öffnet — seinen Mitmenschen (Familie, Nachbarschaft) und der Gesellschaft, der ihn umgebenden Natur und Kultur —, wird aufgeschlossen dafür, was es heißt, wenn christliche Verkündigung von Gott spricht.

Doch kann Campingseelsorge dabei nicht unkritisch vorgehen. Die Rede von „Freizeitindustrie“ signalisiert, daß die Möglichkeiten der Menschen selbst in ihrer Freizeit beschnitten werden, daß die Entfremdung bis in diesen Bereich hineinreicht. Eine Freizeitpastoral, die diesen engen Zusammenhang von Freizeit und Arbeit übersieht, läßt sich leicht dazu verführen, einen integralen Bestandteil innerhalb der gesellschaftlichen Organisation der Freizeit zu bilden und damit in den Dienst bestimmter Interessen gestellt zu werden.

6. Campingplatz als Gemeinwesen

Die Gefahr der „Vermarktung“ droht ganz massiv auch der Campingseelsorge: Ein Campinplatz, der auf die Präsenz einer „Campingkirche“ verweisen kann, steigt im Marktwert; nicht umsonst sind Besitzer von Campingplätzen bereit, den Kirchen kostenlos Stellflächen zur Verfügung zu stellen. Bereits hier stellt sich das Problem der Unabhängigkeit der Campingseelsorge.

Über die spezifische Situation der Campingplätze, deren soziologische Struktur etc. ist bislang wenig bekannt. Dabei scheinen gerade die Campingplätze ein Gemeinwesen eigener Art, mit einer Reihe von spezifischen Merkmalen darzustellen: z. B. die fast an feudale Verhältnisse erinnernde Abhängigkeit der Camper vom Wohlwollen der Platzbesitzer; die mehr oder weniger unzureichende Infrastruktur; die rigide Substrukturierung in verschiedene Gruppen (z. B. Dauer-, Saison- und Kurzcamper; Unterscheidung nach Wohnwagen oder Zelten, deren Größe etc.). Wenngleich sie vorhanden sind, werden nur sehr selten Bedürfnisse nach Änderung eines als unzulänglich empfundenen Mißstandes laut (z. B. Verbesserung der Sanitäreinrichtungen, Errichten einer Telefonzelle); noch seltener werden sie durchgesetzt.

Daß die Präsenz der Kirche auf einem Campingplatz bei vielen Campern auf Resonanz stößt, hängt auch damit zusammen, daß sie als eine Instanz empfunden wird, die die auf einem Platz herrschenden Strukturen durchstößt: z. B. daß sie die Möglichkeit bietet, aus der An-

7. Gemeinde auf Zeit?

onymität herauszukommen und neue Bekanntschaften zu schließen. Die Frage drängt sich darum auf, ob diese Möglichkeit von der Campingseelsorge nicht noch bewußter aufgegriffen werden kann, indem von ihr Impulse zur besseren Gestaltung des Gemeinwesens „Campingplatz“ ausgehen (als „Hilfe zur Selbsthilfe“) ¹².

Eine kontrovers diskutierte Frage im Rahmen der Campingpastoral ist, ob das Ziel darin bestehen soll, auf dem Campingplatz eine eigene Gemeinde aufzubauen oder den Campingplatz in die örtliche Pfarrgemeinde zu integrieren. Beides ist mit Schwierigkeiten verbunden.

Das praktische Handicap eines Gemeindeaufbaus auf einem Campingplatz besteht darin, daß die Fluktuation auf den Campingplätzen sehr groß ist, daß eine beständige „Kerngemeinde“ weithin fehlt (und aus den Dauer-Campnern kaum gebildet werden kann) und daß nur in begrenzter Zahl Mitarbeiter als Initiatoren für eine solche Gemeindebildung zur Verfügung stehen. Ohne Kontinuität scheint aber Gemeinde nicht möglich.

Besondere Probleme ergeben sich zusätzlich unter ökumenischen Gesichtspunkten: eine Konkurrenz von Kirchen auf dem Campingplatz trägt nicht gerade zur Glaubwürdigkeit des Evangeliums bei.

Viele dieser Schwierigkeiten wären gegenstandslos, würde es gelingen, die Campingplätze in die Pfarrgemeinden zu integrieren oder wenigstens eine enge Beziehung zwischen der jeweiligen Pfarrgemeinde und der „Campinggemeinde“ und -pastoral (sofern sie nicht bereits von der Pfarrgemeinde mitgetragen wird) herzustellen. Abgesehen von der besonderen Situation, daß eine große Anzahl von Menschen außerhalb der Ortschaften auf engem Raum zusammenlebt, stellt sich bezüglich einer Integration der Camper in die Pfarrgemeinden ein Problem mit besonderer Schärfe, das das Hauptproblem der gesamten Tourismuspastoral ist: Wie können die vielfach noch volkskirchlich geprägten Pfarreien, die ihr gewohntes Gemeindeleben durch „Fremde“ nicht stören lassen wollen (vor allem in Gegenden, in denen der Tourismus noch keine längere Geschichte hat), die vielleicht von einem alten Pfarrer gerade noch ausreichend seelsorglich versorgt werden, mit den Campnern und anderen Touristen, die meist aus einem ganz anderen „Milieu“ (z. B. Großstadt) kommen und eine traditionelle Verwurzelung im kirchlichen Leben weithin nicht kennen,

¹² Ein Gesprächsteilnehmer formulierte den Prozeß einer „gelungenen“ Campingpastoral in folgenden Reaktionen der Camper: 1. „Was wollt ihr denn hier?“ — 2. „Gut, daß ihr da seid!“ — 3. „Wir wollen mitmachen!“ — 4. „Wir können es jetzt allein!“

in eine so gute Beziehung kommen, daß sie miteinander „Gemeinde“ werden? Daß von einer Begegnung zwischen „Einheimischen“ und „Fremden“ beide Seiten profitieren, und zwar nicht nur für das kirchliche Gemeindeleben, bedarf zumeist einer längeren Erfahrung. Zunächst wird das Beharrungsvermögen der Pfarreien den Ton angeben, da für sie etwas anderes als eine „Bekehrung“ der Touristen zu dem, was man selbst gewohnt ist, undenkbar erscheint. „Gastfreundschaft“ muß für solche Pfarreien erst wieder zu einem Erkennungsmerkmal christlicher Gemeinden werden; gelegentliche Kontakte (z. B. Einladungen zu Pfarrfesten, zu besonderen Gottesdiensten u. a.) könnten den Anfang bilden.

Campinggemeinde
doch möglich?

Damit stellt sich die Frage nach „Gemeinde auf dem Campingplatz“ noch einmal. Wenn eine kleine Gruppe von Christen — entsprechend etwa dem theologischen Selbstverständnis der Brüder von Taizé — auf einem Campingplatz während eines begrenzten Zeitraumes offene Gemeinschaft zu leben versucht, bildet sie dann nicht eine Gemeinde? Und wenn sich andere davon anziehen lassen und sich um diese Gruppen scharen, handelt es sich dann nicht um Gemeinde — wenn auch auf Zeit? Der grundsätzliche Vorbehalt, dem zuzustimmen, scheint nicht so sehr theologischen als vielmehr psychologisch zu erklärenden Ursprungs zu sein: daß nämlich innerhalb der Kirche eine Mentalität vorherrscht, Beziehungen an den Normen „Dauer“ und „Exklusivität“ zu messen und zeitlich begrenzte Beziehungen als defizitär einzuschätzen.

Eine bedrängende Frage für Mitarbeiter in der Campingseelsorge ist schließlich: Während eines begrenzten Zeitraumes haben sie selbst Kirche, Christentum, christlichen Glauben anders erleben und diese Erfahrung anderen mitteilen, mit anderen teilen dürfen. Nun kommen sie — sowohl sie selbst als auch die Mitcamper — teilweise in die traditionellen Gemeinden zurück . . .

Deutlicher kann wohl kaum die Notwendigkeit (im wahrsten Sinne des Wortes) zum Ausdruck gebracht werden, die Campingpastoral — wie überhaupt die gesamte Freizeit- und Tourismuspastoral — im Rahmen der Gesamtpastoral zu sehen und nicht als dazu exterritorial. Mit individuellen Appellen ist es nicht getan; denn die Gefahr besteht, daß man einzelnen den Weg in die Resignation weist, um sich selbst nachhaltig vor Störungen des Gewohnten zu schützen¹³.

¹³ Vgl. dazu G. Gruska — U. Hack, *Freizeitorientierte Gemeindearbeit*, Düsseldorf 1975, 52 f.)